

Inhalt

Thomas Klie (Hrsg.)

Thomas Klie	
Einleitung	
- die Imposanz des Todes und die Suche nach neuen Formen	7
Philipp Szeiler	
Kahlschneiderei	
Zum Ursprung	
Norbert Fischer	
Schauplatz Krematorium	
Zur Arbeit	
<i>Neue Bestattungskultur und kirchliche Wahrnehmung</i>	
Irwin Müller	
Die Urne als „Möbel“	
Überlegen Sie zu gegenwärtigen Postungskultur	57
Jan Hergel	
„Ich wäre gern ein Großkörperpartei“ - Günther von Hagens	
„Körperreden“ - provokativer Sinn und Form der Bestattung	77
Stephan Schiele	
Der Unfähigkeit des Todes die richtige Passung geben!	
Einige Überlegungen zum Tod und der Schwierigkeit	
ihn rituell zu begegnen	101
Karl-Herold Bierig	
Bestattungsmotive im Wandel	
Tendenzen in aktuellen Bestattungstendenzen	121
Ingrid Beyer	
„Ewigwache oder Prager“ - Zur Plausibilität christlicher Verteidigung	
gegenüber dem Tod auf dem Markt der Abschiedsangebote	159
Hans-Jürgen Kuhn	
Emotionalität als liturgische Urne	177
Andreas Meier	
Der Typus der Urne	
Kolrud Beyer	
Six Feet Under - Bestattungskultur aus der Fremde	
Bestattungskultur	
Thomas Klie	
Seitdem Körper werden	
Kleine Phantasiegeschichten	
Die Augen und Antzen	

Performanzen des Todes

Thomas Klie (Hrsg.)

Performanzen des Todes

Neue Bestattungskultur und kirchliche Wahrnehmung

Umschlagabbildung: Edeltraud Altrichter/Medienzentrum der Universität Rostock

Alle Rechte vorbehalten

© 2008 W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

Reproduktionsvorlage: Melanie Weber, Rostock

Gesamtherstellung:

W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. KG, Stuttgart

Printed in Germany

ISBN 978-3-17-020164-4

Inhalt

<i>Thomas Klie</i> Einleitung - die Imposanz des Todes und die Suche nach neuen Formen	7
<i>Philipp Stoellger</i> Kulissenkunst des Todes Zum Ursprung des Bildes aus dem Tod	15
<i>Norbert Fischer</i> Schauplatz Krematorium Zur Aktualität und Geschichte des verborgenen Todes	44
<i>Inken Mädler</i> Die Urne als ‚Moblie‘ Überlegungen zur gegenwärtigen Bestattungskultur	57
<i>Jan Hermelink</i> „Ich wäre gern ein Ganzkörperpräparat“ – Gunther von Hagens’ „Körperwelten“ provozieren Sinn und Form der Bestattung	77
<i>Stephan Schaede</i> Der Unfasslichkeit des Todes die richtige Fassung geben? Einige Überlegungen zum Tod und der Schwierigkeit, ihm liturgisch zu begegnen	101
<i>Karl-Heinrich Bieritz</i> Bestattungsrituale im Wandel Tendenzen in neueren Bestattungsagenden	121
<i>Ingo Reuter</i> Totenrede oder Predigt? – Zur Plausibilität christlicher Verkündigung angesichts des Todes auf dem Markt der Abschiedsangebote	159
<i>Hans-Jürgen Kutzner</i> Friedhofskapellen als liturgische Orte	177
<i>Andreas Mertin</i> Der Tod im Cyberspace	195
<i>Roland Rosenstock</i> Six Feet Under – Bestattungskultur aus der Perspektive fiktionaler Fernsehunterhaltung	209
<i>Thomas Klie</i> Seinen Körper spenden Kleine Phänomenologie einer finalen Gabe	223
Die Autorin und Autoren	233

Ein Ereignis, das vor sich geht, wird nicht als solches wahrgenommen, sondern erst, wenn es sich als solches darstellt. Die Wahrnehmung des Ereignisses ist also eine Interpretation, die auf der Grundlage der eigenen Erfahrungen und Erwartungen erfolgt. Die Wahrnehmung des Ereignisses ist also eine Interpretation, die auf der Grundlage der eigenen Erfahrungen und Erwartungen erfolgt.

Ein Ereignis, das vor sich geht, wird nicht als solches wahrgenommen, sondern erst, wenn es sich als solches darstellt. Die Wahrnehmung des Ereignisses ist also eine Interpretation, die auf der Grundlage der eigenen Erfahrungen und Erwartungen erfolgt. Die Wahrnehmung des Ereignisses ist also eine Interpretation, die auf der Grundlage der eigenen Erfahrungen und Erwartungen erfolgt.

Viele spricht dafür, dass dieser Prozess irreversibel ist und die sinnliche Sicherung, die die dramatisch inszenierte Verbestattung den Beteiligten sowie Zeitgenossen bietet, ein neues Weltverständnis generieren muss. Theologisch spricht jedoch nicht bloß gegen sich der Pluralismus, auch sind gerade auf dem Terrain der Sepulchralkultur zu stellen. Nicht alles, was für seine

¹ Vgl. die Spannung zwischen Unschicklichkeit und Dramatisierung des Todes in diesem Band.

² D. Schmalzer, *Schiedesachen. Soziologischer Aspekt von Sterben und Tod*, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 94 (2002), S. 325–339 (327).

³ Zum Ursprung des Bildes von dem Tod vgl. den Beitrag von Th. Schmalzer in diesem Band.

⁴ D. Schmalzer, *Op. cit.*, S. 327.

⁵ Die verschiedenen Aufklärungsstadien zum Beitrag von L. Kersch in diesem Band.

„Nachdenklichkeit heißt:
Es bleibt nicht alles so selbstverständlich, wie es war.“
Hans Blumenberg

Philipp Stoellger

Kulissenkunst des Todes Zum Ursprung des Bildes aus dem Tod

Eine Szene: Vom Verschwinden des Phänomenologen

Hans Blumenbergs Beerdigung hat es nie gegeben. Gestorben ist der am 13.7.1920 in Lübeck Geborene zwar am 28.3.1996 in Altenberge bei Münster in Westfalen. Aber – so wird erzählt – er wurde zu Asche verbrannt, von der er verfügt habe, sie in der Lübecker Bucht zu verstreuen. Und diesem letzten Willen sei auch entsprochen worden.

Geschichten über das, wovon man keine erfüllte Anschauung hat, begnügen sich mit Plausibilität, dem Schein der Wahrheit. Das ist in diesem Fall auch mehr als genug. *Si non è vero è ben trovato*. Die Seebestattung der Asche, ausgerechnet seit dem Kremationsgesetz vom 15.5.1934 in Deutschland erlaubt,¹ ist eine besondere Art, sich aus dem Staub zu machen. Die keimfreie Asche geht zugrunde, lagert sich als Häufchen Sediment am Meeresboden ab und ruht dort mehr oder minder in Frieden.² So treibt er auf ewig in der Lübecker Bucht, ist dort, aber ohne Ort. Eine seltsame Selbsterstreuung in die wässrige Atmosphäre, Präsenz ohne Repräsentation, Präsenz im Entzug, da und nicht da zugleich.

Als seine ‚Heimatstadt‘ Lübeck ihm 1996, kurz vor seinem Tod, die Ehrenbürgerwürde verleihen wollte, hatte er um Bedenkzeit gebeten. „Die Verzögerung meiner Antwort mögen Sie in den Schwierigkeiten begründet sehen, die ich im Verhältnis zu meiner Vaterstadt habe. Schließlich hat auch die Stadt ein halbes Jahrhundert seit ihrer Befreiung gezögert, ehe sie anders als ärgerlich mir entgegengekommen ist.“³ Und sein Brief schließt mit den Worten: „Ich setze nun auf Ihr Verständnis, wenn ich Ihre Einladung annehme, zu deren Realisierung aber keine Zusage mache. Dieses

¹ Gesetz über die Feuerbestattung vom 15.5.1934 (RGBl. 1, S. 380). Das Gesetz gilt nicht mehr in Baden-Württemberg, Bayern, Berlin, Bremen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, NRW, Rheinland-Pfalz und Sachsen.

² Dass sich die Asche frei schwebend im Wasser verteile, ist eine irrtümliche Vorstellung.

³ <http://www.luebeck.de/aktuelles/presse/pressediensarchiv/dpssuche/1997/pub9704.html>

Ausweichen erfüllt mich mit Trauer. Ihr Ihnen und der Stadt aufrichtig ergebener Hans Blumenberg.“⁴ Dann starb er, bevor er seine Entscheidung mitteilen konnte. Aber was kümmert das Zögern die, die vom Willen zur Ehrung beseelt sind. Eine Gedenktafel erinnert seit dem 13. Juli an dem Haus Huxstraße 17 an ihn, wo er am 13. Juli 1920 geboren wurde. Bürgermeister Bernd Saxe und Blumenbergs Tochter Bettina enthüllten die 40 mal 60 Zentimeter große Tafel, auf der geschrieben steht: „Geburtshaus von Hans Blumenberg, Philosoph und Schriftsteller, *3. Juli 1920 – † 28. März 1996. Nachdenklichkeit heißt: Es bleibt nicht alles so selbstverständlich, wie es war.“⁵

Erinnerung bedarf der symbolischen Prägnanz. Andernfalls greift ‚kulturelle Entropie‘, die Zerstreuung im Vergessen. Gegen eben diese Entropie arbeitete Blumenberg Zeit seines Lebens mittels seiner Phänomenologie der Geschichte als einer ‚Erinnerungsarbeit‘: „Wir leben ... von der Erinnerung ... – und nichts lässt darauf schließen, dass diese Erinnerung uns so trägt, wie der Mythos einst trog ... Erinnerung als diese Modalität unvermeidlicher Diskontinuitäten, diese Fragmentensammlung, gewährt uns ... einen anderen und nicht minderen Aggregatzustand des Lebenkönnens“ als das *Cogito*.⁶ „Wir verstehen uns im Maße, wie wir uns ‚erinnerlich‘ werden, die längst auch dem Namen nach kostbar gewordene ‚Identität‘ wahren.“⁷ Das gilt nicht nur individualgeschichtlich, sondern auch für größere Identitäten, die einer Gruppe, Konfession, Religion oder gar Kultur. Memoria sei das Medium kultureller Selbsterhaltung. Dass dergleichen nicht ohne *imaginatio* möglich ist, wäre ein anderes Kapitel (das noch folgen wird: keine *memoria* ohne *imagines*, denn Bilder sind Erinnerungsmedien). Wenn jedenfalls Erinnerung solch eine selbsterhaltende Funktion haben sollte, dass ohne sie Zerstreuung einsetzte – und diese kulturtheoretische These ist diesseits aller Hyperbolik plausibel –, dann ist der Niedergang auf den Grund der Lübecker Buche nicht ohne Witz: es ist eine leibhaftige Zerstreuung, die noch die letzte Spur der *Physis* auslöscht. Die Kehrseite wäre der Übergang in die Erzählbarkeit: mythische Prägnanz. Geschichten von dem, was gewesen sein mag – und immer gewesen sein wird – sind Formen der Verdichtung, die memorial und imaginär bleiben. Sie entziehen sich der Anschauung: Wort statt Ort. Aber auf Dauer scheint diese

⁴ <http://www.luebeck.de/aktuelles/presse/pressedienstarchiv/dpssuche/1997/pub9704.html>

⁵ Der Satz zitiert den Schluss von H. Blumenberg, *Nachdenklichkeit*, Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Jahrbuch 1980, S. 57–61.

⁶ Blumenberg, *Ein mögliches Selbstverständnis*, S. 11.

⁷ Ebd. S. 124.

Sublimierung der Erinnerung zu anschauungslos zu sein. Dass dem in der Lübecker Bucht zerstreuten Professor doch der unbedingte Wille seiner Heimatstadt dazwischen kam, postum, ist nicht ohne Ironie, aber auch nicht ohne Gewalt. So gibt es doch einen Pilgerort des Gedenkens. So leicht konnte er sich nicht aus dem Staub machen, auch wenn er es gewollt hätte.

Die Geschichte wirft Fragen auf – nicht zuletzt die nach der postmortalen Autonomie des Toten. Selbst wenn er in den Fluten vergehen wollte – im Orkus des Vergessens? – war das den Hinterbliebenen nicht erträglich, wie sich zeigt. Die Erinnerung der Anderen ist nicht ohne Fremdbestimmung. Das ‚I‘ mag sich selbst bestimmen; über das ‚Me‘ bestimmen Andere. Das ist zwar postmortal nicht mehr schmerzhaft, aber auf andere Weise schmerzlich. Denn der Tote hat wenige Chancen, sich dagegen zu wehren. Das ist schon zu Lebzeiten nicht völlig anders. Denn die Sichtbarkeit des Menschen hat den Preis, so oder so gesehen zu werden. Und wie man gesehen wird, ist keine Sache der Selbstbestimmung, leider. Daran ändern auch noch so triviale ‚Imagekampagnen‘ von Politikern und anderen öffentlichen Personen nichts.

Bei Blumenberg spitzt sich die Problematik besonders pikant zu. In seiner Heimatstadt war er zu Schulzeiten nicht wohlgefallen. Obwohl er der beste Absolvent seines Abitursjahrgangs war, wurde ihm – als so genanntem Halbjuden – die Ehre verweigert, die Abschlussrede bei der Abiturfeier zu halten. Und dergleichen Unfreundlichkeiten waren noch lange in der Nachkriegszeit wirksam. Beim Silbernen Abiturjubiläum waren seine einstigen Mitschüler wohl derart ‚freundlich‘, dass er noch am selben Tag wieder abreiste. Zum Goldenen blieb er lieber gleich fern. So schrieb er: „Zum 50. Jahrestag desselben Anlasses bin ich, im Einvernehmen mit den verbliebenen Freunden, nicht gekommen, worüber sich eben die entrüsteten, die 1964 gar nicht erst kommen wollten, wenn ich käme.“⁸ Solch eine verletzungsreiche Geschichte blieb nicht ohne Folgen. Nicht zurückzukommen nach Lübeck, aber doch dort nicht beerdigt, sondern zerstreut zu werden, da und nicht da – das ist ein subversiver Gestus: ein funeralscher Umweg, der die metaphorische Existenz postum inszeniert und paradox auf Dauer stellt.

Bei aller Fremdbestimmung durch die Heimholungsgesten der Ehrungswilligen bleibt diese Selbstbestimmung widerständig und so ungreifbar wie unangreifbar. Wer wollte ihm das verwehren? Aber ist es so eindeutig, dass

⁸ <http://www.luebeck.de/aktuelles/presse/pressedienstarchiv/dpssuche/1997/pub9704.html>

über den Tod hinaus die Autonomie des Nicht-mehr-Subjekts allein zu bestimmen hat? Die Asche in der Lübecker Bucht: Sich ohne Ort und ohne Bild zu Staub zu machen und sich derart unbelangbar aus dem Staub zu machen, um in mythopoietischer Erzählung wieder aufzuerstehen und in der Lübecker Bucht herumzugeistern? Eine Geste des nahe gehenden Entzugs, den Angehörigen wie allen übrigen gegenüber – was soll man dazu sagen?

Eine zweite Szene: Vom Streit um die Asche

Über den Gesetzentwurf der FDP-Fraktion zur Liberalisierung des Feuerbestattungsgesetzes gab es am 9. November 2000 eine kontroverse Diskussion im Landtag von Nordrhein-Westfalen. Eingbracht wurde dieser Entwurf von einem Abgeordneten namens Stefan Romberg – nicht ohne symbolträchtige Geste. Im Protokoll der Landtagssitzung liest sich diese Szene folgendermaßen:

„Vizepräsident Jan Söffing: Zur Einbringung des Gesetzentwurfs erteile ich für die antragstellende Fraktion Herrn Kollegen Dr. Romberg das Wort.

(Dr. Stefan Romberg [F.D.P.] stellt ein Grablicht auf das Rednerpult.

Britta Altenkamp-Nowicki [SDP]: Darüber würde sich meine Großmutter nicht lustig machen!

Horst Vöge [SPD]: Das ist doch Effekthascherei! Wir sind doch hier nicht im Gottesdienst! Weitere Zurufe von der SPD: Das geht zu weit! Herr Präsident! Was soll das?! Das ist doch Affenkram! Also wirklich!

Zuruf von der CDU: Peinlich!

Weitere Zurufe von SPD und CDU)

Dr. Stefan Romberg (FDP): Wir befassen uns mit einem wirklich ernsthaften Thema.

Dr. Stefan Romberg (F.D.P.): Herr Präsident! Meine sehr geehrten Damen und Herren! Ich darf Sie um ein bisschen Ruhe bitten.

(Allgemeine Unruhe)

Vizepräsident Jan Söffing: Meine Damen und Herren, ich darf Sie um etwas mehr Ruhe bitten. Setzen Sie sich bitte mit dem Kollegen über diese Thematik sachlich auseinander.

(Anhaltende Unruhe – Glocke).“⁹

Das Argument Rombergs reduziert sich bei allem Glockengeläut auf eine recht schlichte Affirmation ‚solipsistischer‘ Autonomie: „Das Aufenthalts-

bestimmungsrecht ist zu Lebzeiten eines der höchsten Rechtsgüter. Dieses Recht darf nicht mit dem letzten Atemzug vergehen. Wer zu Hause sterben möchte, soll auch zu Hause seinen ewigen Frieden finden können.“

So einleuchtend das klingen mag, zumal mit einem ewigen Licht in der Hand – dem klassischen Gestus des Aufklärers ebenso wie Luzifers –, es ist doch ein Zwielficht, in das man damit gerät. Das haben die abgeordneten Kollegen deutlich bemerkt. So spinnt sich die Szene fort mit heftigem Widerspruch von allen Seiten:

„Ralf Jäger (SPD): ... Ich sage einmal ganz offen: Man kann auch ein lässiges Verhältnis zur Pietät pflegen – das tue ich in weiten Teilen selbst –, wie es aus Ihrem Antrag duftet, aber man muss auch vor allem für diejenigen Verständnis haben, die christlich motiviert sind.

(Beifall bei der CDU)

Bei allem Verständnis für Individualität ist die Vorstellung, dass sich die Aschenreste eines Menschen in einer Billy-Schrankwand von Ikea in einem Wohnzimmer wieder finden, für religiös motivierte Menschen schlicht undenkbar.

(Beifall bei SPD und CDU).“

Mitnichten, kann man einwenden. Auch wenn Billy nicht der prächtigste aller möglichen Orte wäre, ist dieses Regalmodell doch immerhin gut genug, um die Buchstabenreste vieler Menschen aufzunehmen und für lange Zeit auszustellen. Kann ein Bücherregal denn der schlechteste Ort sein, um darin als ‚Staub zu Staub‘ aufbewahrt zu werden? Die Performanz des rhetorisch unvollständigen Arguments zielt auf die evokative Kraft: wer will schon in einem Billigregal enden – es sei denn, er wäre Autor entsprechend verwahrter Bücher? Dass aber aus der ‚religiösen Motivation‘ ein Widerstand dagegen analytisch notwendig wäre, ist schlicht ein rhetorischer Fehlschluss. Offenbar motiviert die Vorstellung selbst einen Sozialdemokraten dazu, an die religiösen Affekte zu appellieren, um weltanschaulichen Widerstand zu mobilisieren. So einfach ist es keineswegs. Sollte es – wie im Falle Blumenbergs – nicht noch widriger sein, in einem tiefen Grunde zu versinken, und sei es die Lübecker Bucht?

„Tanja Brakensiek (CDU): ... Betrachten wir die Bestattungskultur seit der Frühzeit, lässt sich aber eines festhalten: Einen willkürlichen Umgang mit den menschlichen Überresten gab es nicht. Das ist es, wogegen ich mich wehre: gegen die Möglichkeit, den Umgang mit unseren Toten der Willkür der Nachkommen zu überlassen. ...

⁹ <http://postmortal.de/Recht/Bestattungsrecht-BRD/BestattungsrechtLaender/NRW/Landtagssitzung/landtagssitzung.html> (die folgenden Zitate der Debatte ebd.)

Der Betreiber der Verbrennungsanlage in Slangenburg,¹⁰ dessen Foto dem staunenden Leser entgegenblickt, preist sich als besonders günstig an und empfiehlt den Nachkommen des Verstorbenen, sich die Asche doch am besten und billigsten auf dem Postweg zukommen zu lassen. Etwas weiter unten werden uns dann zahlreiche Möglichkeiten angeboten, die Asche aufzubewahren. Dosen, die sich auf jedem Kaminsims gut machen, werden in bunten Bildern angepriesen, und auch das mit Asche befüllbare Modell ‚Halsschmuck für den Nachkommen, wird in seinen Vorteilen gerühmt. Ich darf mit Genehmigung des Präsidenten zitieren:

‚In diese reliquienhaften Anhänger für die Halskette, die hier teilweise vergrößert abgebildet sind, passen allerdings nur kleinste Mengen der Asche eines kremierten Menschen. Den Rest der Asche kann man unter den trauernden Hinterbliebenen als Andenken in Mini-Urnen aufteilen oder an einem vom Verstorbenen erwünschten Platz ausstreuen oder beisetzen.‘ Mir fehlen da die Worte, meine Damen und Herren.“

Wo die Worte fehlen, biegt sich der Spaten um, mit Wittgenstein zu sagen, anscheinend nicht nur der des Totengräbers.¹¹ Aber auch diese Geste der Empörung ist so blind wie leer. Jeder Pfarrer kennt es, dass die Asche vom Krematorium in einer provisorischen Urne auf dem Postweg daherkommt und bezeichnend klappert, wenn man das Überraschungspaket schüttelt. Der Postweg kann einer Urne also nicht so unangemessen sein, wie es die Abgeordnete insinuiert. Was ist es dann? Die ‚Geiz ist geil‘-Mentalität in Begräbnisfragen? Die Drohung möglichst billiger Entsorgung seiner Angehörigen? Das wäre in der Tat eine ökonomische Erwägung, die unwürdig scheint. Angesichts entsprechender Erwägungen bei jedem Begräbnis, und zumal angesichts entsprechender Hochpreispolitik von Bestattungsunternehmen und kommunaler Wertschöpfung mittels des Gottesackers, kann es illegitim schwerlich sein, auch in diesen ‚letzten Fragen‘ auf den Preis zu schauen. Denn die scheinbare Illegitimität dieses ökonomischen Blicks

¹⁰ <http://www.yarden.nl/>
<http://postmortal.de/Bestattung-Beisetzung/Alternativen/Umweg/UmwegNL/Yarden/yarden.html>

¹¹ Philosophische Untersuchungen I, S. 217: „Wie kann ich einer Regel folgen? – wenn das nicht eine Frage nach den Ursachen ist, so ist es eine nach der Rechtfertigung dafür, dass ich so nach ihr handle. Habe ich die Begründungen erschöpft, so bin ich nun auf dem harten Felsen angelangt, und mein Spaten biegt sich zurück. Ich bin dann geneigt, zu sagen: ‚So handle ich eben.‘“

bemäntelt und verschleiert manch obskure Verkaufspolitik der einschlägigen Unternehmer.

Der kritische Punkt hingegen ist die Paradoxie der Autonomie, die hier benannt wird: die ‚freiheitliche‘ Geste der postmortalen Autonomie, die die FDP geritten haben mag. Die Verfügungsmacht, über die eigenen Überreste selbst bestimmen zu dürfen, wird ad absurdum geführt, wenn es plötzlich und unerwartet die Autonomie der *Anderen* ist, die über die verbliebenen Spuren des Verblichenen entscheiden. Nun ist eben diese Fremdbestimmung post mortem alles andere als neu oder per se barbarisch. Denn nie ist es anders, schon gar nicht gewesen. Über die Toten bestimmen die Lebenden, wer denn sonst. Ausnahmen wie Päpste und Könige, die sich monumental einmauern ließen, bestätigen die Regel. Wer macht das schon und wer will das noch?

Im Tod endet die Autonomie (die auch zu Lebzeiten ja bestenfalls ein kritisches Regulativ und keine deskriptive Bestimmung ist). Jenseits des Todes bleibt nur die Autonomie der *Anderen*. Nur deren Autonomie muss von Willkür unterschieden werden. Es ist zumindest in kultivierten Zusammenhängen nie der Einzelne allein, der mit heroischer Autonomie zu entscheiden hat, sondern die Gepflogenheiten, in denen mit den Verblichenen pfleglich umgegangen wird. Grabpflege ist ein Beispiel dafür: wer auf dem Grab seines autoritären Vaters Hanf anbauen würde, bekäme nicht mit ihm oder den anderen Friedhofsbewohnern Probleme, sondern mit den Lebenden, von Amts wegen. Und wer stattdessen gar nichts wachsen ließe oder Wildwuchs vorzöge, hätte, wenn auch milder, den Einspruch der Nächsten zu fürchten.

Der Umgang mit Toten ist in jeder Kultur reguliert von Ordnungen. Die Ordnung der Dinge ist auch eine Ordnung der toten Dinge. Wie man mit Toten umgeht, ist eine Frage der Kultur der Lebenden. Der Rekurs auf eingespielte Ordnungen ist allerdings in Zeiten forcierten kulturellen Wandels kein valables Restriktionsargument. Denn wer sagt, an welche Ordnung man sich zu halten hat? Das Recht – und deswegen wird um das Bestattungsrecht gestritten.

Hier mit der Alternative Kultur *versus* Willkür zu argumentieren, ist sc. ebenso wenig triftig wie die suggestive These der FDP, wer hier reguliere, verletze die Autonomie. Als gäbe es ein Recht auf körperliche Unversehrtheit nach dem Tode. Wer mag das den Maden sagen?

Es gibt allerdings ein Recht auf Totenruhe einerseits, und ein Recht auf – wie auch immer zu bestimmenden – pietätvollen Umgang mit den Toten, den eigenen wie den fremden. Und in diesem Fall sind die Angehörigen vermutlich die gefährlichsten Nächsten. Aus Liebe oder Hass ist der Tote

gefährdet in seiner Ruhe, wenn er schutzlos seinen Angehörigen ausgeliefert würde. Was mögen die mit ihm alles anstellen? Wohl dem, der nicht wehrlos in die Hände seiner Angehörigen fällt. Hier hat eine Kultur die Funktion, den Toten dem Zugriff der Angehörigen zu entziehen.

Der Tote ist eine Entzugserscheinung, die verständlicherweise Furcht und Zittern, Trauer und Wut bei den Hinterbliebenen evoziert. Wie soll man lassen können, den Toten zu animieren, wenigstens seines Körpers habhaft zu werden, um im Umgang mit seinen Resten weiterzuleben – auf dass diese Reste belebt würden dabei. Aber – der Unterschied kann beunruhigend klein werden zwischen der Urne im Billyregal und Norman Bates mumifizierter Mutter im Schaukelstuhl. Nichts liegt näher, als hier nicht lassen zu können, nicht loslassen, wer doch längst gegangen ist. Deswegen fungiert die Begräbniskultur auch als Institution des Entzugs: Sie setzt die Hinterbliebenen auf Entzug, weil sie von sich aus schwer lassen könnten vom Gegangenen.

Darauf kam bereits „Ewald Groth (GRÜNE): ... Es werfen sich mehr Fragen auf, als Antworten gegeben werden: Gibt es dann noch den Ort der öffentlichen Trauer? Wo kann man dann im öffentlichen Raum noch trauern, wenn Urnen privat weggeschlossen werden? Oder will unsere Gesellschaft darauf verzichten? Darüber kann man diskutieren. Machen wir es wie in Korea oder in anderen Ländern, die eine jahrhundertealte Tradition der Ahnenverehrung im privaten Raum haben, eine völlig andere Tradition, eine völlig andere Kultur?

Weitere Frage: Wie wird für die angemessene Totenruhe auf Dauer gesorgt, auf Dauer, meine Damen und Herren, nicht nur für das erste halbe Jahr? Sie wollen nicht einmal den amtlichen Verschluss der Urne sicherstellen. Denken Sie an Umzüge, Ortswechsel, spielende Kinder usw. Ich will hier nicht in öffentlicher Rede näher auf denkbare Situationen, Grotesken und mögliche Pietätlosigkeiten eingehen. Diese FDP-Aktion heute war aus meiner Sicht schon genug.“

Die Folgefragen sind in der Tat prekär und von komischen Kontingenzen und grausigen Gelegenheiten gefährdet. Roald Dahl¹² erfand einen Vorgesmack auf die Möglichkeiten abgründiger Phantasie: Ein an Krebs erkrankter Mann lässt – ganz autonom – nach seinem Tod sein Gehirn und ein Auge entnehmen. Beides schwimmt in einer Schale, an eine Maschine angeschlossen, die es mit den notwendigen Nährstoffen versorgt. Seine Frau, der er zu Lebzeiten stets streng das Rauchen verboten hat, bekommt so endlich die Gelegenheit, ihre Rachegeleüste auszuleben. So bläst sie sanft

¹² Küßchen, Küsschen. Reinbek 1994.

ihren Zigarettenrauch über das hilflos schwimmende Auge, das sich nur noch still und leise zornig zeigen kann.¹³ Soll man, wenn nicht Hirn und Auge, so doch die Asche den Hinterbliebenen zur freien Verfügung überlassen? Wie wäre es, wenn eine Frau ihren militant nichtrauchenden Mann post mortem in eine Sanduhr füllen ließe, um damit ihre Zigarettenpausen zu messen?

Der Zugriff auf die körperlichen Reste des Toten hat etwas potentiell Gespenstisches und birgt ein Potential nicht nur von Pietätlosigkeit, sondern auch von Grausamkeiten oder übler Komik. Vor allem aber tendiert er zur Privatisierung des Totengedenkens, neoliberaler Weltanschauung ganz gemäß.

Das ist juristisch sicher nicht prinzipiell abzuweisen. Dafür ist das Recht nur zuständig nach Maßgabe der Politik. Und in postpolitischen Zeiten wird die das beschließen, was genehm ist. Zu recht, denn die Politiker sind nicht die delegierten Hüter einer imaginären Kultur. Aber die Freistellung der körperlichen Reste zur freien Verfügung, zum privaten Konsum – hat einen Zug zur Privatreligion, zur Karikatur von Religion als Lebensform. Denn sowenig es Privatsprachen geben kann, sowenig Privatreligion. Das wären allenfalls noch religiöse Schrullen und Macken, die man im Zweige-

¹³ William und Mary, ebd.: „Sie dachte daran, wie er sie zum letzten Mal beim Zigarettenrauchen erwischt hatte ... da stand er in der Tür, riesengroß und finster, und starrte sie an mit diesen schrecklichen Augen, aus deren schwarzen Pupillen der Zorn sprühte. ... Auf einem hohen weißen Tisch in der Mitte des Raumes stand eine weiße Emailleschale, etwa von der Größe einer Waschsüssel. Die sechs dünnen Plastikschläuche, die aus ihr herausragten, waren mit einer gläsernen Apparatur verbunden, in der man das Blut zum künstlichen Herzen und von ihm fort fließen sah. Die Maschine gab ein sanftes rhythmisch pulsierendes Geräusch von sich. ... Als sie den Hals reckte, sah sie die Flüssigkeit in der Schale. Auf der klaren, unbewegten Oberfläche schwamm ... das Auge. ... nun konnte sie auf den Grund blicken. ... Er [das Gehirn] war viel größer, als sie erwartet hatte, und dunkler in der Farbe. Mit all den Furchen und Falten, die über seine Oberfläche liefen, erinnerte er [es] an eine riesige eingemachte Walnuß. ... Keine Auseinandersetzungen und Verweise, dachte sie, keine fortwährenden Ermahnungen, keine Vorschriften, kein Rauchverbot, kein kaltes mißbilligendes Augenpaar ... ‚Doktor‘, sagte sie, ‚mir scheint, ich empfinde plötzlich eine unendliche Zuneigung zu ihm. ...‘ ... Sie stand am Fenster, rauchte ihre Zigarette ... Auf ihrem Weg zur Tür machte sie am Tisch halt und beugte sich noch einmal über die Schale. ... Sie unterbrach sich, um an der Zigarette zu ziehen. Sofort blitzte das Auge auf. Sie blickte es scharf an. Genau im Zentrum des Auges glomm ein kleines, aber helles Fünkchen, und die Pupille verengte sich in jäher Wut zu einem winzigen schwarzen Punkt. Reglos über die Schale gebeugt, die Zigarette an den Lippen, beobachtete sie das Auge.“

sprach mit einer Urne auslebt, oder mit einem Schädel in der Hand, um übers Sein zu meditieren. Der Kult um große Gelehrtenköpfe ist von solcher Groteske, längst wirklicher als die Möglichkeiten, die sich aus der Freigabe des Privatkonsums seiner Toten ergäbe.

Eine so absurde wie unheimliche Version dessen findet sich im Horizont der Wissenschaft, mit wissenschaftlicher Lizenz. Nicht nur, was allgemein üblich ist, die Eigenheiten pathologischer Sammlungen, sind ein Spielfeld akademischen Totenkonsums. Ein besonders drastischer Fall ist ‚Einsteins Hirn‘, von dem Roland Barthes meinte, es sei „ein mythisches Objekt.“¹⁴ Dazu ist es von Barthes erst in Abwesenheit ernannt worden. Zu Lebzeiten war es gern erforschtes Kultobjekt von Neurophysiologen. Post mortem fiel es dem Pathologen Thomas Harvey vom Princeton Hospital zu (wo Einstein gestorben war) die Sektion vorzunehmen, und zwar in Gegenwart Otto Nathans (Einsteins Vertrautem und Nachlassverwalter). Die Lizenz des wissenschaftlichen Interesses machte es möglich, das tote Hirn nicht beizusetzen, sondern Harvey durfte es behalten. Zur näheren Untersuchung zerlegte er es in 240 Würfel, von denen er 2000 mikroskopische Schnitte machen ließ. Einstein wurde so, scheinbarweise zerlegt, anderen Experten Stück für Stück übergeben, um daran forschen zu können. Die übrigen Würfel verblieben bei Harvey im Regal. Ob es ein Billy war? Erst vor einigen Jahren wurde diese bizarre Hinterlassenschaft von ihm dem Princeton Medical Center übergeben. Statt Bestattung die Beschäftigung und Bewahrung im Zeichen wissenschaftlichen Interesses – das ist auch eine Lizenz zum enthemmten Konsum der Toten.

Ergo: ob wissenschaftlicher oder privater Konsum, die Lizenz zur Willkürfreiheit im Umgang mit den Toten führt in Grotesken, die rechtlich auszuschließen ratsam scheint. Denn die Komik und Grausamkeit des Menschen im Umgang mit Menschen, und erst recht mit Toten, die sich schlecht wehren können, ist anthropologischer Grund genug, hier nicht alles zuzulassen. Öffentlichkeit, eine gewisse Ordnung, Verantwortung vor der eigenen Kultur und deren Traditionen und nicht zuletzt vor dem Toten selber, dem ‚corpus‘, sind Marken brauchbarer Orientierung. Dabei haben die Bestattungsordnungen die Funktion, die ‚Kommunikation mit Toten‘ zu regeln. Die phänomenologische – wie wohl auch poimenische – Pointe dessen scheint mir der *Entzug* zu sein: dass der Tote dem Privatkonsum entzogen wird und in eine öffentliche Ordnung eingeht, die ihn einerseits allen Trauernden zugänglich macht, andererseits allzu private

¹⁴ R. Barthes, *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M. 1964, S. 24. Vgl. dazu M. Hagner, *Geniale Gehirne. Zur Geschichte der Elitegehirnforschung*, Göttingen 2004, S. 296ff.

Zugriffe ausschließt – nicht zuletzt auch zum Schutz der Hinterbliebenen vor sich selbst. Die Spielräume dieser öffentlichen Ordnung sind nichtsdestoweniger immer wieder von neuem auszuhandeln.

Prägnanzbedarf: Zum apotropäischen Bedarf an Gestalt

In jüdischer Tradition ist das Grab auf ewig das ‚Haus des Lebens‘ oder ‚der Ewigkeit‘ des Verstorbenen. Daher ist die Erdkrume des Grabes auch strikt unverletzlich und die Erdbestattung alternativlos. Der Tote wird „der Erde anvertraut, damit er wieder zu Erde werde, davon er genommen ist“ (Gen 3, 19; vgl. 2, 7). Die Unantastbarkeit des Toten und seines Grabes führt dazu, dass die jüdischen Friedhöfe mit ihren Grabsteinen jahrhundertlang überdauern. Selbst wenn die Steine verwittert umstürzen und von Laub und Moos überlagert schließlich nur eine unebene Grasfläche übrig bleibt, ist die Krume unantastbar, bis heute und für alle Zeit. Manifest bis ins Verschwinden bleibt das Grab der unantastbare Ort bis ans Ende der Zeiten. Selbst Schmuck wie Blumen und Kränze sind untersagt, würden deren Zersetzungsprodukte doch das Grab verunreinigen. Daher bleibt es meist bei Steinen als Mal wie als Schmuck. Die derart karge Repräsentation der Präsenz des Toten ist so manifest, wie nur irgend möglich. *Minimal funeral art*, aber die auf ewig.

In signifikanter Differenz dazu tendiert die protestantische Beerdigungspraxis zeitgenössisch zur ‚Zerstreuung‘, zur Ortlosigkeit. Anonyme Grabfelder sind präferierte Formen des Entzugs, Blumenbergs Grundlegung in der Lübecker Bucht nicht unähnlich. Kein Ort, kein Wort, kein Bild, kein Stein – als wäre diese Formlosigkeit die passende Inszenierung des finalen Verschwindens. Spurlosigkeit. Sollte das alles gewesen sein? Die Beerdigungspraxis als prägnante Endgestalt des Protestantentums, den Auflösungserscheinungen des Protestantismus entsprechend? Aufgehen in der Kultur und zerstreut werden in der Natur, oder verstaubt auf dem heimischen Kaminsims, wenn nicht verkramt in einer feucht gelagerten Umzugskiste? Memoria als kulturelle Selbsterhaltung – und post mortem als Fremderhaltung des Toten durch die Erinnerung der Verbliebenen – bedarf der *Prägnanz*. Dieser Prägnanzbedarf mag in Erzählungen gestillt werden. Bei mythopoietischen Größen wie Goethe oder, etwas humaner, Blumenberg mögen solche Geschichten auch lang dauern, aber für Normalsterbliche ist dergleichen undenkbar. Die Dauer der Erinnerung hängt an manifester Prägnanz. Und die würde zerstreut, wenn sich die Asche im Billy verkrümelte.

Dieses kulturtheoretische Argument für öffentliche Formen und manifeste Gestalten der Bestattungskultur wurde im vorigen ergänzt, supplementiert, durch das phänomenologische Argument, es bedürfe des Entzugs des Toten, um ihn vor Komik und Grausamkeit im willkürlichen Umgang mit seinen Spuren zu schützen. Totenruhe braucht Ordnung, eine Ordnung der Differenz und des Entzugs gegenüber dem riskanten und übercodierten Zugriff der Hinterbliebenen. Andernfalls würden nicht nur die kulturellen Spuren des Umgangs mit den Toten getilgt und damit die öffentliche persona disseminiert, es würde auch Privatliturgien provozieren, mit denen nicht nur manch einer überfordert sein dürfte, sondern die den willkürlichen Zugriff auf den Toten freisetzen. Ist es das, was man riskieren möchte, wenn man sich aus dem Staub macht oder zu Staub wird?

Diese beiden Argumente sind extrinsisch, gewonnen aus der Kulturtheorie und der Phänomenologie im Blick auf die eigenartig anspruchsvolle, pathosgeladene Praxis des Totenkonsums – der eben kein Konsum sein und werden soll. Im folgenden soll noch ein drittes Argument entfaltet werden, das zur Nachdenklichkeit Anlass geben dürfte, auf dass nicht alles so selbstverständlich bleibt, wie bisher. Ein Argument, das einen zögern lässt, alles zuzulassen im Zeichen der vermeintlichen Autonomie. Es geht um ein bildtheoretisches Argument zum Ursprung des Bildes aus dem Tod.

Stark wie der Tod ist das Bild

Die Performanz des Todes – ist ungeheuer. So ungeheuer der Tod, so ungeheuer seine Wirkungen. Wenn der Mensch wesentlich auf Selbsterhaltung aus sein sollte, eine Kultur zumal mittels ihres kulturellen Gedächtnisses, kann diesen Trieb (wenn es einer wäre) oder diese Kulturtechnik nichts stärker reizen als ein Antagonist, nichts stärker als der Tod. Sofern Kultur sich, wie Blumenberg meinte, vor allem gegen den ‚Absolutismus der Wirklichkeit‘ regt und entfaltet, gegen die Gleichgültigkeit des Alls und der Natur uns gegenüber, insbesondere gegen den Tod – ist Kultur ‚Arbeit gegen den Tod‘. Das mag man für trivial halten – ist aber Grund genug, alle kulturellen Kulissenkünste als ‚antimortale‘ Techniken zu verstehen.

Kultur erscheint dann als Kultivierung des Lebens, wenn nicht als Beschwörung all dessen, was gegen den Tod hilft. Lebensverlängerung, Lebensintensivierung, Lebenssicherung – und der Glaube an ‚den Lebendigen‘, sei es magisch, mythisch oder anders christlich an den lebendigen Gott. Aber wie der Glaube nicht ohne Lebensgestalt denkbar ist, so auch der lebendige Gott nicht ohne Manifestation seiner *conservatio mundi*: als

Schöpfer und Erhalter ist er der Gott des Lebens gegen den Tod. Als Versöhner ist er der real gegenwärtige, lebendige, auferweckte Gekreuzigte. Und als Vollender ist er der nicht weniger real gegenwärtige, lebendig machende Geist. Die Trinitätslehre ist so gesehen eine ultrakurze Grammatik des Lebens, und zwar des Lebens aus und vor Gott. Auch das ist trivial, aber folgenreich: nicht nur die Kultur, sondern insbesondere die Kultur des Christentums ist ‚Arbeit gegen den Tod‘, nur glücklicherweise wird die Todesüberwindung Gott überlassen und zugeschrieben. Daher mangelt es zu recht an Arbeit und Exzessen, den Tod selber zur Strecke zu bringen. Das ändert nichts daran, dass der Tod als *malum maximum* Inbegriff des Übels ist, gegen das gelebt, gelehrt und gefühlt wird. Kultur des Christentums ist weder Leidens- noch Todesverklärung, sondern in intensiver Weise antimortal.

Wogegen aber lebt der lebendige Gott und was genau ist dieses Übel des Lebens, der Tod? Wenn wir vom Tod nie und nimmer ‚erfüllte Anschauung‘ haben, er also kein ‚Gegenstand möglicher Erfahrung‘ ist – haben wir von ihm immer nur Vorstellungen, Geschichten, Ängste und ähnliche Supplemente: etwa die Legende von der Geburt des Todes aus dem Geist des Sündenfalls, als wäre erst durch den Ungehorsam im Paradies der Tod ‚der Sünde Sold‘ in die Welt gekommen; oder – schon treffender – die Eigendynamik des zeitlichen Lebens, aufgrund deren Enge und Konkurrenz (i. S. R. Girards) es zwischen Kain und Abel erstmals zum Mord kam – dem Anfang des Todes und dem ‚eigentlichen‘ Fall, in aller Uneigentlichkeit.

„Einen Anfang der Zeit können wir nicht denken. Er läge schon in der Zeit“, so beginnt Hans Blumenberg seine Kulturphänomenologie unter dem Titel ‚Höhlenausgänge‘.¹⁵ Denn kein Bewusstsein könne sich als ‚anfangend‘ erleben. Wir sind immer ‚schon drin‘, der Anfang immer schon entzogen. Wir waren nie bewusstermaßen dabei. Daher ist der Anfang wie das Ende für das Denken undenkbar, eine Unmöglichkeit. Aber das war nie ein Grund, sich nicht an dieser Unmöglichkeit zu versuchen, das Undenkbare wenigstens vorstellbar zu machen, das Unmögliche möglich. Nur ist dieses Unternehmen unvermeidlich supplementär: Es nimmt etwas ‚stattdessen‘. „Dieses Dilemma ist von der Art, dass es nach Mitteln der Substitution für das Undenkbare, der Nachhilfen fürs Unglaublich, der Surrogate für die blasse Äußerlichkeit des Wissens verlangt. Es ist das Reich der absoluten Metaphorik im Zentrum, in der Kapitale, wo sich entscheidet, ob es überhaupt eine Chance für ein wenig mehr als das Wissba-

¹⁵ Blumenberg, Höhlenausgänge, Frankfurt a. M. 1989, S. 11.

re gibt, das sich auf das immer Andere und die immer Anderen bezieht.“¹⁶ Wie der Anfang unvordenklich bleibt, wenn auch nicht unvorstellbar, so das Ende, das Danach unausdenklich. Beides überschreitet die Grenzen der kritischen Vernunft, auch der historischen Vernunft. Beides ist kein Gegenstand möglicher Erfahrung, also nie und nimmer in erfüllter Anschauung gegeben, niemals vom selbstbewussten ‚Ich denke‘ begleitet.

Daher steht dieses doppelte Jenseits der kritischen Vernunft zumindest seit Kant stets unter Verdacht. „Metaphysik als Totenpalaver“ nannte das Thomas Macho.¹⁷ Denn jeder Satz, schon das erste Wort, das ‚über den Tod‘ gesprochen wird, sagt mehr, als es kraft kritischer Vernunft zu sagen vermag. Es „zehrt von der Spannung, die zwischen der Redseligkeit des lebendigen Menschen und der bedrohlichen Stummheit des Toten herrscht.“¹⁸ Für dieses unmögliche Sprechen gibt es deswegen von Alters her Spezialisten, Experten fürs Unmögliche: Schamanen und Priester, Mythopoieten und Metaphysiker. All jene, die über die Grenzen kritischer Vernunft hinausgehen, in extremis, sofern sie beanspruchen, ‚dort‘ gewesen zu sein, wie auch immer.

„Das Gespräch mit den Verstorbenen ist die heimliche Domäne der metaphysischen Inspiration.“¹⁹ Der ursprüngliche und bewegende Impuls solcher Grenzüberschreitungen ist es, „die Sprachlosigkeit der Gestorbenen nicht als das letzte Wort hinzunehmen.“²⁰

Diese „kontramortalen“²¹ Kulturtechniken richten sich gegen das opake Faktum des Todes, die ultimative Passivität, die unerträglich ist. Der Tod ist der ‚terminus contra quem‘ des Imaginären, der negative Ursprung derjenigen symbolischen Energie, die all die Formen und Figuren des Imaginären provoziert, in und von denen wir leben. Das klingt möglicherweise hyperbolisch, als würde der Tod zum Ursprung kulturellen Lebens übertrieben. Ist der Tod in Gestalt des Toten doch nichts als stumm, sprachlos und nicht mehr Leben, sondern Tod.

Der Tote ist definitiv sprachlos, die Überlebenden hingegen nicht definitiv. Auch wenn der Tod des Nächsten sprachlos macht – bleibt es nicht dabei. Die perimortale Aphasie wird therapiert durch Klage- und Trostworte – maßgeblich die der Religion, in der man lebt. Daher ist die ‚Bespre-

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Th. Macho, Todesmetaphern. Zur Logik der Grenzerfahrung, Frankfurt/M. 1987, S. 8.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd., S. 8.

²⁰ Ebd., S. 10.

²¹ Ebd., S. 11.

chung‘ des Todes im Zeichen des lebendigen Gottes von therapeutischer Qualität. Ohne die Hilfe der Sprache, genauer: dieser Sprache, bliebe es leicht allzu still. Und dieses sprachphänomenologische Argument gilt auch rituell: Ohne die Handlungshilfen der Riten bliebe man apraktisch, handlungsunfähig, oder zumindest handlungsarm. Aus dem schockierenden Pathos des Todes helfen Ethos und Logos in Ritus und Verkündigung heraus. Auf dass es nicht beim stummen Tod bleibt. Aber das antagonistische Movens von Ethos und Logos der Religion ist der Tod – wenn auch nicht allein. Ohne Gott als unser Antagonist bliebe das Leben Episode.

Die Performanz des Todes – ist Kultur. Und diese Performanz beginnt spätestens im Augenblick des Todes. Spätestens, weil die Performanz nicht erst ex post wirkt, sondern längst ex ante. Vor dem Tod und nach dem Tod evoziert und provoziert er Kulturtechniken. Nicht nur die Bestattungskultur ist antimortal – schon die Kulissenkünste auf dem Weg zum Tode, die Begleitkulissen der Krankheiten zum Tode sind Kulissenkunst des Todes.

Phänomenale Konkretionen

‚Krankheit zum Tode‘ und die Kulissenkunst der Klinik

Dass der Tod wie die Geburt nur abstrakt gegeben sei, nicht unmittelbar erfahrbar, das stimmt nur zum Teil. „Geburt und Tod scheinen nur die abstrakten Grenzen des Lebens zu sein, von denen wir ebenfalls nur abstrakt wissen“, notierte der Phänomenologe Gernot Böhme, mit dem Ak-



zent auf dem ‚scheinen‘.²² Denn ‚Geburtlichkeit‘ wie ‚Sterblichkeit‘ sind phänomenal präsent in unserem Leben.

Dominant aber ist in dieser Hinsicht die allumfassende ‚Medikalisierung‘, nicht nur des Todes, von der Ariès sprach,²³ sondern auch der Geburt und des Lebens. Wird der Tod wie eine ‚Krankheit‘ behandelt, erscheint er nicht nur behandelbar, als könnte man dereinst vom Tod geheilt werden. Darin zeigt sich die moderne Medizin als Erbin der Eigenschaften der Religion, vor allem der Sakramente, maßgeblich des Abendmahls als *pharmakon athanasias* (als Medizin der Unsterblichkeit). Die Heilsmedien werden technisiert als ‚Medikamente‘. Soweit, so bekannt. Damit einher geht eine Medikalisierung des Todes, der wie ein chronischer Schnupfen lästig und mehr noch, bedrohlich wird, wenn er zu ‚terminaler Atemlosigkeit‘ führt – sofern er weder als Teil des Lebens noch als zu akzeptierendes Ende dessen anerkannt wird.

So offensichtlich wie leicht zu übersehen ist die Selbstverständlichkeit, die sich darin zeigt: die ungeheure Technikentwicklung der modernen Medizin – ist eine Kulissenkunst des Todes. Krankenhäuser, immer noch der übliche Ort des Sterbens, sind Monumente des Todes wie gegen den Tod; Technikpyramiden, am prägnantesten die Pyramidenklinik für Bestverdiente am Zürisee.²⁴



²² G. Böhme, *Leibsein als Aufgabe. Leibphilosophie in pragmatischer Hinsicht*, Zug 2003, S. 213.

²³ Ph. Ariès, *Geschichte des Todes*, München 1980, S. 747ff.

²⁴ <http://www.pyramide.ch/de/Gebaeude>; <http://www.pyramide.ch>

Eine Pyramide für Lebende, für Kranke – wird zum Monument gegen den Tod, zur Trutzburg gegen den ultimativen Gegner des Lebens. Diese Pyramide allerdings ist nicht mehr die Kulisse des jenseitigen Lebens, sondern der Ort, an dem das Diesseits teuer inszeniert und verteidigt wird gegen alle Mängel, gegen alle Vorformen des Todes. Und das ist eine so gravierende Umbesetzung nicht, wie es scheint. Gilt doch die Pyramide als Ort ewigen Lebens, als Monument der Unsterblichkeit. Atemberaubend ist nur, wie sich eine Klinik als Ort dessen inszenieren kann. Der Anspruch ist ungeheuer – und darin vielleicht monumentaler Ausdruck des Anspruchs der Medizin: ein Reich der Unsterblichkeit zu eröffnen. Unheimlich ist nur die Kehrseite, dass in dieser Pyramide keine Mumien leben, sondern Kranke, die noch im Diesseits sind – und den Ort der Unsterblichkeit nur vorübergehend aufsuchen, um möglichst bald den Pyramidenausgang zu finden, den Rückweg ins alltägliche Leben. Dass dieser vorübergehende Aufenthalt im Reich der Totengötter und des vermeintlich ewigen Lebens einen teuer zu stehen kommt, ist eben nicht der Preis der Unsterblichkeit, sondern dem Schicksal des Lazarus ähnlich (Joh 11): eine Heilung, nach der der Tod noch kommt, gewiss.

Da es also nicht um den Übergang ins Totenreich geht, sondern um teure Verlängerung des diesseitigen Lebens, sind die Kulissen der Lebensverlängerungsanstalten, der *remedia mortis*, auch erheblich prächtiger als Friedhofskapellen oder Grabmonumente. Denn die Kulissenkunst der Klinik feiert das Leben. Aber zugleich ist die Krankenpyramide erheblich armseliger als deren ägyptische Vorbilder. Für das ewige Leben bedürfte es dann doch noch mehr als nur eine finstere kleine Pyramide.

Altersheim als Paradies

Altersheime sind die früher oder später unvermeidliche Fortsetzung der Kulissenkunst der Klinik. Aber wer spricht von Altersheimen, geht es doch vielmehr um „Senioren-Residenzen“. Der Alte kommt nicht ins Heim, sondern der Senior residiert, etwa im Schloss von Thurn und Taxis oder am Kölner Dom oder in entsprechenden Residenzen am Bodensee. So erfreulich das für die Insassen oder Residenten sein mag, ist es eine teuer erkaufte Kulisse des „dritten Lebensalters“.



Von entsprechenden Institutionen wird entsprechend viel versprochen. So heißt es im Falle der Senioren-Residenz von Thurn und Taxis: „Wir haben

uns mit der Senioren-Residenz Schloss Thurn und Taxis das Ziel gesetzt, Ihre Vorstellungen vom dritten Lebensabschnitt zu erfüllen und nach Möglichkeit zu übertreffen – und dies in einem stilvollen und einzigartigen Ambiente, in einem Fürstenhaus von europäischem Rang und mit großer historischer Tradition.“²⁵ Was für ein Tamtam, welch aufgeblasene Rhetorik: Werbekulisse für ein Altersheim, in dem man sich endlich als Herrscher fühlen soll.

Erfülltes Leben in hochherrschaftlichem Ambiente – ist ein Heilsversprechen, das mehr verspricht, als man erwartet hätte. Daher gilt es, die Vorstellungen nicht nur zu erfüllen, sondern zu übertreffen. So wurde bereits das Neue Testament nicht nur als Erfüllung der Verheißung, sondern als deren Überschreitung verstanden. Mehr als erwartet und immer noch mehr. Wenn das den Senioren in der Residenz versprochen wird – wird das gefährlich. Denn hier stilisiert sich das Altersheim als Erbin nicht nur der Kirche und ihrer Sakramente. Die letzte Ölung in der Residenz – salbt zum Fürsten, als ginge es um den direkten Zugang zum Himmel von ‚Thurn und Taxis‘. Kulisse ist alles, auf dass die Senioren im ‚dritten Akt‘ endlich die Rolle spielen können, die ihnen bisher verwehrt war. Nur wird dort kaum einer eine Rolle spielen, der nicht in pekuniär gepflegten Verhältnissen bereits geübt wäre in der Imitation des alten Adels.

Das lässt sich kaum noch steigern – es sei denn in der Kulisse des ‚Seniorenparadieses‘,²⁶ einem Schweizer Anbieter von Luxusvillen für Senioren in Thailand. Und für das Paradies wird (ohne Ironie) geworben mit dem Slogan „Hier ist es Wirklichkeit“, genauer am Ort namens Hua Hin: „Der König von Thailand wohnt permanent in Hua Hin, auf Anraten seiner Ärzte, die das Klima am Meer empfehlen. Seine Anwesenheit hat nur positive Aspekte, in dem das Nachleben sich nicht massiv ausgebreitet hat, die Stadt vieles zur Verschönerung tut und die Sicherheit gross geschrieben ist. [sic!]“²⁷ Was immer das heißen soll, die Präsenz des Königs jedenfalls soll wohl nur Gutes heißen, als wäre man dem Davididen nahe. Wohl dem, der in Thailand sterben darf?

Man kann in dieser Kulissenkunst des Alterns allerdings auch einen erfreulich antiapokalyptischen und antignostischen Affekt finden. Blumenberg notierte einmal: „Die in unserer Tradition überwiegend wohlwollende Beschreibung der urchristlichen Naherwartung des Weltendes hat über dem Moment des jeden Untergang kompensierenden Heils, also über der

²⁵ <http://www.sr-regensburg.de/>

²⁶ <http://www.seniorenparadies.ch/>

²⁷ http://www.seniorenparadies.ch/Warum_HuaHin.html

zentral theologischen Verheißung, die schlicht menschliche Attraktivität übersehen, die in der Befriedigung des kaum genuin biblischen Wunsches besteht, bei eigener Hinfälligkeit und Endlichkeit solle gefälligst auch alles andere hinfällig und endlich sein – abstrakter ausgedrückt: Lebenszeit und Weltzeit sollten koinzidieren ... Es geht um das Nichtertragenmüssen der Gleichgültigkeit der Welt in ihrem Vorbestand und Fortbestand als der Sinnverweigerung“.²⁸ Dem entsprechend richtet die Pracht der Klinik und die Paradiessimulation im Altersheim gegen das Nichtertragenmüssen der Gleichgültigkeit der Welt – nur eben nicht mit der verheerenden Geste, mit meinem Leben müsse auch die Welt enden, sondern umgekehrt: wie die Welt weiter besteht, so doch bitte auch ich. Und das in möglichster Fülle des Sinns namens ‚wellness‘, in lustvoller Nichtgleichgültigkeit der Welt mir gegenüber. Wenn es mit meinem Leben zu Ende geht, möge doch bitte im ‚dritten Akt‘ die Welt alle Wünsche erfüllen, die noch übrig sind oder gar all die, die sich angesammelt haben.

Ernüchterungsübungen: Materialität gegen Zerstreuung

Gegen das eine wie das andere, gegen die Monumentalisierung der Klinik wie gegen die der Altenheime richtete sich mit profaner Nüchternheit Camus mit seinem Satz aus ‚Der Mensch in der Revolte‘: „leben und sterben lernen und, um Mensch zu sein, sich weigern, Gott zu sein.“²⁹ So trivial das ist – der Tod gehört zum Leben – so untrivial sind die Konsequenzen. Der Tod wird mit existentialistischer Geste zu ‚entzaubern‘ gesucht, weder als das zu verdrängende Fremde exkludiert, unter größtem Aufwand, noch als zu feierndes Ende zum Anfang des neuen Lebens verklärt. *Ars moriendi* unter profanen Bedingungen bleibt eine prekäre Aufgabe. Die totale Zerstreuung, das spurlose Vergehen mag einem Existentialisten erschinglich sein, mit Mühe, aber wäre das der Gipfel der Kultur? Solange man nicht mit todesmutiger Gelassenheit durchs Leben geht, bleibt die Angst vor dem Tode Movens der Kultur, der Arbeit gegen den Tod.

²⁸ H. Blumenberg, *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt a. M. 1986, S. 79. Darum geht es jedem Widerstand gegen ‚den Absolutismus der Wirklichkeit‘; spezifisch apokalyptisch wird es, wenn die Horizontintention durch die Hoffnung bestimmt ist, dieser Absolutismus habe bald ein Ende, weil es mit dieser Welt zu Ende gehe. Und diese Hoffnung hat sich nicht nur stets als vergeblich erwiesen, sie ist auch (theologisch wie philosophisch) illegitim reduktionistisch.

²⁹ A. Camus, *Der Mensch in der Revolte*, Hamburg 1953, S. 329.

Der eigene Tod ist glücklicherweise immer noch vor uns, solange wir leben und dies lesen. Aber die Angst, gegenständlich gesprochen ‚vor dem Tod‘, ist präsent und ungeheuer performant in unserem Leben. All die Mängelerfahrungen von Krankheit und Alter sind Antzipationen dessen, ‚kleine Tode‘. Die betende Phänomenologie der Krankheit und Vergänglichkeit des Lebens im Alten Testament, von den Psalmen bis zu Hiob, sind phänomenologische Meditationen der Präsenz des Todes im Leben. Die kontingenten Funde der Archäologen und Paläoanthropologen – ihre empirischen Befunde – sind Entdeckungen der Erfindungen unserer Vorfahren und deren Verwandten. Schon die Neandertaler haben den Toten nicht nur verscharrt und den Würmern überlassen, sondern ihren Verstorbenen Grabbeigaben ‚auf den Weg gegeben‘. Irdische Artefakte werden mitbegraben, unterirdisch, um überirdisch zu wirken. Die Grenze zwischen den Welten oder den Sphären wurden als irgendwie durchlässig vorgestellt. Dem zugrunde liegt notwendigerweise die Erfindung eines Jenseits des Irdischen, einer Welt hinter der Welt, in der es ‚weitergeht‘.³⁰

Jan Assmann meinte daher, nicht nur für Altägypten treffend: „Der Tod ist Ursprung und Mitte der Kultur“.³¹ Für die Praktiken der Mumifizierung und Grabmonumente ist das evident. Das eine dient dem Erhalt des Körpers, der eben nicht als bloßer Körper verstanden wurde, sondern als weiterhin überlebensnotwendiger Leib im jenseitigen Leben. Das andere diente als Lebensraum der Unsterblichen, als Jenseits mit monumentalem Ausdruck im Diesseits. Und geblieben sind beide als Erinnerungs- und Gedächtniskörper von ungeheurer Dauer. Kultur will Prägnanz zu ihrer Selbsterhaltung. Und je ewiger die materiellen Monumente, je kunstvoller, desto eher regt sich der Ewigkeitsverdacht. Wer diese Unendlichkeitshoffnung definitiv aufgegeben hätte – brauchte keine Spuren. Daher ist die Zerstreung auch ein ultimativer Akt der Profanierung. Nichts bleibt, alles fließt davon. Wozu aber dann noch beispielsweise die derzeit beliebten Videos im Grabstein? Als Mumifizierung des Toten in der Virtualisierung seines Lebens – im unendlichen Loop als Wiedergänger, solange die Batterien halten?

Der Tod ist die finale Entzugserscheinung des Lebens. Er bringt Furcht und Zittern unter die Lebenden. Überleben angesichts des schrecklich Anderen, des Todes, provoziert alle Techniken der Lebenssteigerung,

³⁰ Im Gilgamesch-Epos aus dem 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung suchte der König von Uruk einen Weg, unsterblich zu werden.

³¹ J. Assmann, *Tod und Jenseits im alten Ägypten*, München 2001, S. 1; vgl. zur Kritik G. Böhme, *Leibsein als Aufgabe*, 221, S. 388.

-intensivierung und -verlängerung. Technik ist kulturelle Arbeit gegen den Tod, nicht nur Medizintechnik, sondern auch die übrigen Kulturtechniken, von denen wir leben: Sprache und Bild sind Formen des Überlebens angesichts der Vergänglichkeit unseres Fleisches.

Geht der Weg allen Fleisches ins Feuer oder unter die Erde zu den Würmern, sind die Techniken der Zeichen, die semiotischen Gestalten unserer Kultur, das, was Feuer und Würmern entzogen werden soll. Dass auch das nicht immer gelingt, weil auch Bücher und Bilder brennen und modern, ist so klar wie beunruhigend. Daher ist die Materialität des finalen Widerstands gegen den Tod auch meist besonders massiv: schwarzer Granit ist – abgesehen von Diamant aus Leichenstaub – wohl das Widerständigste, was man materialiter aufstellen kann. Eine Selbstbehauptung des Toten gegen seinen Tod, oder der Angehörigen gegen den Entzug des Verstorbenen. Was mag der Grund sein, der abgründige Grund vielleicht – im Tod selber den Anfang der Kultur zu finden?

Hinter den Kulissen: der Tod und das Bild

Verdichtet gesagt gilt semiotisch wie symboltheoretisch: Repräsentation entsteht durch und gegen Absenz und Appräsenz. Entsprechend, kann man schließen, entsteht das Bild gegen und durch den Tod. Das Gegen ist evident: Grabkultur ist Kultur des Widerstands gegen den Tod – wobei der Tod das *primum movens* dieser Arbeit ist. Bildtheoretisch heißt das, der Tod evoziert das Bild. Theologisch gesehen hieße das, das Bild entsteht nicht als Inkarnation, sondern im Tod, manifest im Kreuz. Diese etwas gewagte These soll im Folgenden ansatzweise eingeholt und plausibel werden.

Hans Jonas³² imaginiert in seinem bildtheoretisch wie anthropologisch zentralen Aufsatz ‚*Homo pictor*‘ eine dichte Urszene: Wenn der Forscher eine Höhle betritt und Bilder findet, wird evident, dass das Menschen gemacht haben. Diese Evidenz beweist die ‚mehr-als-tierische Natur ihres Erzeugers‘, dass hier ein ‚symbolisches Wesen‘ am Werk war, wie Jonas mit Cassirer bemerkt.³³ Aber ‚was ist ein Bild?‘ Es sei absichtlich erzeugte Ähnlichkeit, mit dem Sinn, etwas darzustellen (nicht es vorzutäuschen), in Auswahl bedeutsamer Züge, Änderungen und eigener Unähnlichkeit.³⁴ Letztlich sei es der Gesichtssinn, der den Ursprung des Bildes bestimme:

³² H. Jonas, *Homo Pictor: Von der Freiheit des Bildens*, in: ders., *Organismus und Freiheit. Ansätze zu einer philosophischen Biologie*, Göttingen 1973, S. 226–257.

³³ Jonas, ebd., S. 228.

³⁴ Ebd., S. 228f.

„Abstraktion, Repräsentation, Symbolismus – etwas von der Bildfunktion – inhäriert bereits dem Sehen als dem integrativsten unter den Sinnen. In Graden muß dieses schon höheren Tieren zuerkannt werden.“³⁵ Nur der Mensch aber kann die Erscheinung als Erscheinung begreifen, also Darstellung vom Dargestellten unterscheiden. „Imagination trennt das erinnerte *Eidos* vom Vorkommnis der individuellen Begegnung mit ihm und befreit so seinen Besitz vom Zufall des Raumes und der Zeit. Die so gewonnene Freiheit – den Dingen in der Imagination nachzusinnen – ist eine Freiheit der Distanz und der Herrschaft zugleich. Die erinnerte Form kann alsdann von innerer Einbildung übersetzt werden in äußeres Bild, das wiederum Gegenstand der Wahrnehmung ist: einer Wahrnehmung aber nicht des ursprünglichen Gegenstandes, sondern seiner Repräsentation. Es ist veräußerlichte Erinnerung und nicht Wiederholung der Erfahrung selbst.“³⁶ Dann zeigt das Bild eine intrinsische Affinität – zum Tod. Es ist nicht selber das Lebendige, das Mammut. Es ist selber auch nicht das tote Mammut, sondern eine Figur des Dritten, wie in einem Zwischenreich der halblebendigen Dinge. Aber woher kommt es, wenn nicht aus der Erfahrung des Tötens und des Toten?

Dass das Bild – die Totenkulisse aus der Totenmaske? – einem Zwischenreich angehört, wird von Jonas ausgerechnet wahrheitstheoretisch formuliert, mit der Pointe, dass die Wahrheitstheorie aus der Bildtheorie entsteht: „Die *adaequatio imaginis ad rem*, die der *adaequatio intellectus ad rem* vorangeht, ist die erste Form theoretischer Wahrheit – der Vorläufer verbal beschreibender Wahrheit, die ihrerseits der Vorläufer wissenschaftlicher Wahrheit ist. ... Der Nachschöpfer von Dingen ist aber potentiell auch der Schöpfer neuer Dinge, und die eine Macht ist nicht verschieden von der anderen ... diese Dimension transzendiert die aktuelle Wirklichkeit als ganze und bietet ihr Feld unendlicher Variation als ein Reich des Möglichen an, das vom Menschen wahr gemacht werden kann nach seiner Wahl. Dasselbe Vermögen ist Wacht des Wahren und Macht des Neuen.“³⁷ Im Reich des Möglichen (und darüber hinaus näher besehen auch des Unmöglichen, dessen, was nie wirklich werden kann) lebt das Bild, wenn das Abgebildete tot ist. Das ist phänomenologisch evident: der Tote lebt in den Bildern, wenn er denn noch leben würde, in Erinnerungsbildern, Fotos und deren virtualisierten Verwandten. Mit Blumenberg weitergeführt: „Was die Höhle begünstigt, kann man in seiner Gesamtheit

³⁵ Ebd., S. 241.

³⁶ Ebd., S. 242.

³⁷ Ebd., S. 243.

und ohne perspektivische Selektion als ‚Kultur der Sorge‘ bezeichnen. Sie lehrte die Technik zu beherrschen, der unmittelbaren Wahrnehmung nicht Gegebenes zu vergegenwärtigen: das Abwesende und Ausstehende oder Bevorstehende operabel zu machen. Im Bild, im Symbol, im Namen und schließlich im Begriff werden die Dringlichkeiten einer Realität ‚vorführbar‘, aus der man sich in dem Maße zurückziehen konnte, wie man über jene Repräsentanten verfügte. Dass es Magie – und noch nicht Theorie – gewesen sein mag, in der sich solche Verfügung ausbildete, macht für deren Grundeinstellung der Distanz, aus der Enge in die Weite, die geringere Differenz. Die ‚Weite‘ der Wirklichkeit wird als Möglichkeit vorstellbar.“³⁸ Deswegen werden in der Höhle die Götter geboren.³⁹

Es scheint zunächst, als würden Jonas und Blumenberg den Ursprung des Bildes in der leichtfüßigen Imagination finden, gleichsam frei schwebend wie ein Schöpfer vor der Welt. Es scheint auch, als wären die ersten Bilder – in den Höhlenmalereien – doch alles andere als vom Tod provoziert. Aber ganz so fremd ist die zugespitzte These vom ‚Bild aus dem Tod‘ Jonas nicht. „Der vorzeitliche Jäger zeichnete nicht diesen oder jenen Büffel, sondern den Büffel – jeder mögliche Büffel war darin beschworen, vorweggenommen, erinnert.“⁴⁰ Wenn dem so wäre – ungeachtet der problematischen Generalisierung – ist die Tiermalerei nicht ohne Todesnähe. Ist es der zu erlegende oder der erlegte Büffel, Vorgriff oder Rückgriff? Es ist jedenfalls der vom Tod Gezeichnete, als Toter gezeichnete – als zu Tötender oder Getöteter. In dem Sinne ist nicht nur der *homo sacer*, sondern auch das *animal sacrum*. Nicht zufällig war das Töten des Tieres ein heiliger Akt, beschworen, erbeten, verdankt und gefeiert. Wenn das Bild aus dem Tod entsteht – dann das Ritual aus der Tötung? Der *Homo pictor* ist zugleich der *Homo necans*. „Grunderlebnis des ‚Heiligen‘ ist die Opfertötung. Der *homo religiosus* agiert und wird sich seiner selbst bewusst als *homo necans*.“⁴¹

Jonas anthropologische Grundfigur wurde von seinem Kollegen Blumenberg zu Lebzeiten, in seinem letzten Buch vor seinem Tod, aufgenommen und weitergeschrieben: „Welche magischen oder kultischen Funktionen mit Höhlenzeichnungen verbunden gewesen sein mögen, ihre Substitution für anderes, und zwar Abwesendes, kann nicht zweifelhaft sein. Darin liegt die vorsprachliche, außersprachliche oder nachsprachliche Beziehung zum

³⁸ H. Blumenberg, Höhlenausgänge, Frankfurt a. M. 1989, S. 35.

³⁹ Ebd., S. 39ff.

⁴⁰ Jonas, *Homo Pictor*, S. 245.

⁴¹ W. Burkert, *Homo Necans*. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen, Berlin/New York 1997, S. 9.

Begriff, der eben dieses leistet: Abwesendes anwesend zu machen.⁴² Das ist noch ganz im Modell der Repräsentation gedacht, daher auch analog zum Begriff. Die Präsenz und Performanz bleibt dabei abgeschattet: wenn denn Abwesendes anwesend wird im Bild – dann ist das Bild die Präsenz dessen, sofern es selber präsentiert und performiert.

Dann kann man noch einen Schritt weitergehen und vermuten, das ‚Urbild‘ des Bildes als Präsenzereignis – ist ursprünglich der Tote selbst und dessen Abdruck in der Totenmaske.⁴³ Das klingt unheimlich und ist es auch. Aber was ist der Tote, den alles Leben verlassen hat, anderes: ein Bild seiner selbst. Das manifestiert sich am deutlichsten in der Aufbahrung, in der das Bild des Toten den Lebenden vertritt, der Körper den Leib. Und in christlicher Tradition zeigt das nichts klarer als das Urbild aller Bilder: die Kreuzigungsszene. Die ikonische Energie des Bildes gründet – in christlicher Perspektive – in Passion und Tod. Und das in doppeltem Sinn: der Ursprung des Bildes ist der Tote selber, der zum Bild des Verstorbenen wird; und alle folgenden Bilder sind Bilder des Toten wie gegen den Tod, zutiefst ambig.

Wenn dem so wäre, versteht sich vielleicht etwas besser oder doch anders als bisher die ikonische Arbeit an der multimedialen Auferweckung: die Fotos auf dem Grabstein bis zur jüngsten Erfindung, LCD-screens in den Stein zu implementieren, um den Toten ewig weiter tanzen zu lassen. Bleiben die virtuellen Repliken doch nur Verewigung des Vergangenen – ohne neues Leben? Die Hoffnung auf Auferweckung hingegen wagt, mehr zu hoffen: ein neues Leben. So bleiben die virtuellen Repliken memorialer Schleier über dieser Hoffnung, wie Mehltau. Das macht die Bilder auf dem Grabstein so trostlos wie gespenstisch: Wir sehen ihn, er blickt uns an – und sieht uns nicht. Es sind tote Augen, die dort blicken, Augen, die uns anblicken, aber nichts mehr sehen. Und doch blickt das Bild, wie ein Gespenst. So blickt der Tote – und darum schließt man ihm die Augen.

Wie der Tote dem Lebenden ähnlich sieht, ist er doch nicht der Lebende, sondern der Tote. Und als Toter wird er zum Ding, zum *corpus*, nur noch ähnlich dem Lebenden. Im Toten erstet das Bild mit seiner Ähnlichkeit zu dem, der abwesend ist. Und alle späteren Bilder des Abwesenden können diese Urteilung und den Riss der Präsenz nicht mehr tilgen. Noch keine Erscheinung des Auferweckten war ihm ähnlich. Und nie wird ein

⁴² H. Blumenberg, Höhlenausgänge, S. 26.

⁴³ Vgl. in diesem Sinne G. Didi-Huberman, Der Tod und das Mädchen, Trajekte 9, 2004, S. 27–37.

Bild diese Differenz aufheben.⁴⁴ „Die Ähnlichkeit ist nicht ein Mittel, das Leben nachzuahmen, sondern vielmehr, es unerreichbar zu machen“, meinte Maurice Blanchot.⁴⁵ Das Bild ohne Ähnlichkeit wäre emanzipiert von der Abbildung, von der vergeblichen Wiederholung des Abwesenden. Das so gesehene Bild ist ursprünglich nicht bloße Abbildung, sondern Präsenz des Entzugs, Manifestation des Abwesenden: das Bild des Lebenden als Totem. Gälte das am Ende gar für Gott am Kreuz?

Jonas notierte: „*Homo pictor* ... bezeichnet den Punkt, an dem homo faber und homo sapiens verbunden sind – ja, in dem sie sich als ein und derselbe erweisen.“⁴⁶ Die Arbeit und ihr Ethos wie das Denken und sein Logos entstehen im Bild, aus dem bildnerischen Menschen. Wenn aber das Bild entstand und immer wieder erstet im Tod und gegen ihn – dann wäre die *Imagination* als Grundfigur der Kultur kein leichtes Schweifen mehr. „Im Schutz der Höhlen, unter dem Gebot der Mütter, entstand der Widerspruch des freien Schweifens der Zurückbleibenden, entstand die Phantasie“,⁴⁷ konnte Blumenberg noch sagen. Der Ernst der Phantasie oder ihrer Doppelgängerin, der *Imagination*, ist abgründiger: „Der Schrecken und die Bannung des Schreckens – sie kamen aus derselben Quelle. Die Furcht bekam Gestalt, und ihre Gestalten wurden vertrieben, beschworen, besänftigt, besiegt. Die Gestalten und ihre Geschichten wurden nicht nur erfunden, sie wurden wiederholbar und transportabel gemacht. Wiederholung und ihre Zuverlässigkeit wurden zum vielleicht wichtigsten Faktor von Vertrautheit und Mäßigung des Wirklichen oder zur Wirklichkeit Gebrachten.“⁴⁸

Ex post

Wenn der Tod der Grund des Bildes ist, ist nur zu verständlich, dass er plurale Kunst- und Gestaltungsweisen freisetzt. *Movere et fac quod vis?* Über das Bild, das man wird, wenn man tot ist, will man verständlicherweise selbst entscheiden oder zumindest mitbestimmen (souverän oder demokratisch). Selbstbestimmtes Sterben heißt zuletzt auch selbstbestimmtes Totsein – so der nahe liegende Fehlschluss. Denn nichts ist fremdbestimmter

⁴⁴ Vgl. G. Didi-Huberman, Der Tod und das Mädchen. Literatur und Ähnlichkeit nach Maurice Blanchot, Trajekte 9, 2004, S. 27–37 (33f).

⁴⁵ M. Blanchot, Le musée, l'art et le temps, in: ders., L'Amitié, Paris 1971, S. 42f; nach Didi-Huberman, ebd., S. 33.

⁴⁶ Jonas, *Homo Pictor*, S. 244.

⁴⁷ Blumenberg, Höhlenausgänge, S. 30.

⁴⁸ Ebd., S. 30f.

als der Tote, ob er will oder nicht. Das erfuhr nicht nur der abwesende Hans Blumenberg bei seiner posthumen Ehrung.

Das ging schon immer allen so, etwa Emanuel Hirsch. Als er 1972 starb, fand sich in seinem Testament – so wird erzählt – sein letzter Wunsch, in Gelliehausen bei Göttingen begraben zu werden (wo sein Freund Hajo Gerdes Pfarrer war). Das Grab sollte zurückhaltend bezeichnet werden durch ein Kreuz aus Mooreiche. So sein Wille; aber der seiner Angehörigen sei ein anderer gewesen: einen mächtigen Granitfindling aufzustellen. Bis heute hat Hirschs Grab daher weder Stein noch Kreuz, sondern ist seit seinem Tod öd' und leer wie ein unbelegtes Grab. Als wäre er nicht gewesen.

Ohne Worte und ohne Bilder sich aus dem Staub zu machen, zu Staub zu werden und dann zerstreut zu werden, das wäre der Widerstand gegen das Begehren nach leiblicher Verewigung an einem Ort. Das mag Blumenbergs Idee gewesen sein, sich in der Lübecker Bucht zerstreuen zu lassen. Mit weniger großer Geste dachte Gottfried Benn von seinem künftigen Leben – in der Dose: „Das Geschäft, das Hochhaus, die see- und wälderzerblockende Metropole: hier hatte ich mein Leben gegründet, hier wollte ich seinen Abschluss bestimmen mit der genauen Verfügung, die Hälfte meiner Asche in den Septemberwind zu streuen und die andere Hälfte in eine leere Büchse von Nescafé zu bergen! Gesteigertes, provoziertes Leben, – Spannungen, Extraits! An den Dingen bleiben, sie genau erkennen, und dann zersprengen, – und in gewissen Stunden erschien es mir sehr leicht.“⁴⁹

⁴⁹ G. Benn, Ptolemäer, 1947 (Hillebrand-Ausgabe Prosa und Autobiographie), S. 227.

Norbert Fischer

Schauplatz Krematorium Zur Aktualität und Geschichte des verborgenen Todes

1. „Tempel ohne Glaubensbekenntnis“

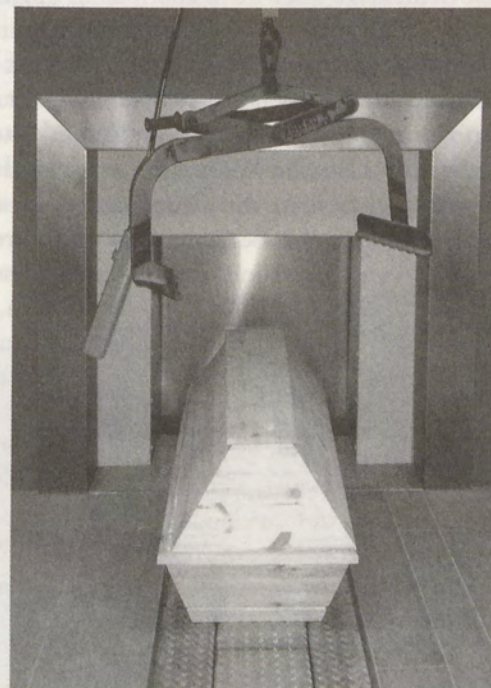


Abb 1: Sarg vor Einäscherungssofen im neuen Krematorium Dresden-Tolkewitz
(Aufnahme: Norbert Fischer)

Als „Tempel ohne Glaubensbekenntnis“ bezeichnete der Schriftsteller Tudor Arghezi einst das Krematorium¹ – und traf damit den Kern eines Problems, das die Feuerbestattung bereits in ihren Anfängen begleitete. Seit Errichtung des ersten deutschen Krematoriums im thüringischen Gotha (1878) sind diese Bauwerke, selbst wenn sie als Fanal des Fortschritts gefeiert wurden, von der Aura des Geheimnisvollen und Rätselhaften umgeben. In ihrer Frühzeit sahen sie – obwohl doch typische Kinder des Industriezeitalters – oft wie verkappte Kapellen aus. Den eigentlichen, technischen Ort der Einäscherung erreichte kaum je eine Trauerfeier. So wurde

¹ T. Arghezi, Der Friedhof. Roman, Frankfurt/M. 1991, S. 236.